

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 56 (1952-1953)
Heft: 18

Artikel: Lob der ländlichen Stille
Autor: Kilian, Peter
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-671098>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 28.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

LOB DER LÄNDLICHEN STILLE

Wenn ich ab und zu in die Stadt komme, genieße ich den Wechsel vom Stillen zum Lärmigen sehr. Ich ver falle dem eigenartigen Zauber der Lichtreklame und dem spiegelglatt schimmernden Asphalt im Regen, den langen Ketten der Strassenlaternen, die wie Girlanden die nächtlichen Städte schmücken. Und ich finde es wieder erregend, die Plätze und Strassen zu überqueren wie lebensgefährliche Furten. Ich bewundere die märchenhaften Auslagen der Geschäfte, die von so vielen nützlichen und überflüssigen Dingen überquellen, und die ich nicht kaufen kann. Und selbstredend bewundere ich auch die eleganten Frauen, wobei ich allerdings einschränkend gestehen muss, dass sie zwar fast alle elegant, aber nicht zugleich auch noch schön sein können. Ich liebe die gemütlichen Marronibrater und die Blumenfrauen, die Eckensteher und Losverkäufer. Und ich rieche die Küchendüfte, die schwadengleich aus den Souterrains der grossen Restaurants aufsteigen und sich über dem Asphalt verflüchtigen. Ich bleibe vor den prunkvollen Eingängen stehen, die in die Trauhöhlen führen und betrachte mehr verwundert als erstaunt die knalligen Riesenreklamen mit den Dollys, Lolas, Bettys und Ritas, die liebend verschlungen oder lüstern verführerisch ganze Hausfronten zieren, diese schönen Damen aus Hollywoods Treibhäusern, wo man sie wie Orchideen züchtet.

Doch das ist ja alles nur Oberfläche und seitenlang könnte ich munter so fortfahren und alle die vielen Dinge aufzählen, die das Leben in der Stadt so verlockend und angenehm, freilich auch abtossend und umständlich machen. Ich freue mich jeweils wie ein Kind, wenn ich in der ersten Stunde durch die flanierende Menge bummle und Stadtluft atme, die im Grunde gar nicht gut schmeckt. Und manchmal, das klingt zwar ein wenig hochmütig, betrachte ich auch das Hasten und Hetzen der zahllosen unbekannten Menschen, ihren fieberhaften Erwerbs- und Selbsterhaltungstrieb wie einer, der nicht aus seiner ländlichen Stille kommt, sondern soeben von einem fremden Stern eingetroffen ist.

Nach zwei oder drei Tagen, manchmal aber auch schon nach nicht einmal vierundzwanzig Stunden beschleicht mich das Heimweh nach meiner Einsamkeit und nach der ländlichen Stille, von der

Freunde aus der Stadt, wenn sie auf Besuch kommen, schon gesagt haben, dass sie geradezu unheimlich sei. Ich empfinde anderseits die Einsamkeit in den grossen Städten wie eine Verbannung und das erschreckend ameisenhafte kommt mir nie deutlicher zum Bewusstsein als im Wirbel dieser organisierten Menge.

Ja, ich liebe das angeblich so langweilige Leben in der ländlichen Abgeschiedenheit, liebe den ungebrochenen Rhythmus des Bauernjahres, der stetig sich wandelnden Jahreszeiten, die der städtische Mensch ja auch erlebt, aber eben nicht mehr so unmittelbar und hellhörig. Und ich mag es gern, wenn man mich nicht mehr mit Herr Soundso anredet, wie das hier noch gute Sitte ist. Kaufe ich im Kramladen meinen Tabak, dann empfinde ich es angenehm, wenn ich mit dem Krämer oder der Krämerin zuerst ein wenig über das Wetter plaudere oder auch über die fallenden Viehpreise; über gewisse Spitzfindigkeiten der pfarrherrlichen Predigt vom Sonntag, über Taufen, Hochzeiten oder auch bloss über die Flöhe Frisch's im «Hirschen» (das ist der Hund des Wirts). Oder kurz und ehrlich: ich führe mir den neuesten Dorfklatsch zu Gemüte. Man findet auf dem Land Gottseidank noch Zeit zum Schwatzen und auch zu vernünftigen Gesprächen, und es wäre geradezu ungenhörig im Laden oder auch auf der Strasse nicht wenigstens ein paar freundliche Worte zu tauschen. Mit der Zeit bekommt man Einblick in viele Lebensschicksale, die gewiss so fesseln sind wie in der Stadt; man weiss von den Eigentümlichkeiten eigenartiger ausgeprägter Menschen, den Versippungen und tief und zäh schlummernden Kräften des Herkommens der Eingesessenen und der spärlich Zugewanderten. Und man weiss von sehr vielen Dingen, die man den Leuten aus der Stadt nicht auf die Nase bindet.

Eine Animosität gegenüber der Stadt empfinde ich also glücklicherweise nicht. Ich sehe in ihr nicht das Böse und Verderbliche schlechthin, wie gewisse, sogar weltberühmt gewordene Eiferer, aber ich kann auf dem Lande nicht bloss das Gute und Unverdorbene sehen wie die vielen Verklärer des ländlichen Lebens, die meist den Bauern bei der Arbeit nur zugeschaut und nicht mitgearbeitet, die den würzigen Duft des Heus wohl beseligt eingeatmet, aber nicht auf dem

Rücken über stotzige Halden ins Gaden getragen haben. «Wie kannst du es nur in dieser Einsamkeit aushalten?» werde ich oft mit Besorgnis gefragt, «ohne Theater, Kinos, Ausstellungen, Vorträge, Cafes, Musik und Gedankenaustausch mit gescheiterten Menschen?»

Und es ist wahr, manchmal wäre es verlockend, sich unter ein festlich gestimmtes Theaterpublikum zu mischen oder die neuesten Bilder des Surrealisten X und des Nachimpressionisten Y rätselnd zu betrachten. Manchmal wäre es auch nicht übel in eine der zahlreichen Traumhöhlen zu sitzen und die weltberühmte Diva Z mit dem unvergleichlichen Augenaufschlag zu bewundern. Irgend etwas muss man ja immer gesehen haben: das neueste Theaterstück oder den neuesten Film, den zurzeit gerade unsterblichen Bestseller muss man lesen oder den letzten Spass Picassos sehen. Man findet in der Stadt unendlich viele verlockende Gelegenheiten, sein Geld lozuwerden; Auge und Ohr werden verwöhnt und malträtiert; Zerstreuung im Guten und Schlimmen bietet sich im Überfluss an, doch wie leicht artet Zerstreuung in Betäubung aus und wird das Vergnügen gleichsam zum Hammer mit dem man die sinnleere Zeit totschrägt! Man hört das Leise kaum mehr und gewöhnt sich an das Laute und Schreiende schnell und widerstandslos. Was mir jedoch am meisten zu denken gibt, wenn Besuch aus der Stadt in meine ländliche Abgeschiedenheit kommt, das ist die innere Unrast; im Nu schleicht die Langeweile ihre wehrlosen Opfer an und besitzt sie mit Haut und Haar. So viele Menschen können kaum mehr faulenzen ohne ein schlechtes Gewissen zu bekommen, und die Gabe des Träumens mangelt ihnen erst recht. Und die Natur? Die Vielgepriesene — sie begeistert und entzückt schnell und langweilt noch schneller; sie erschliesst sich eben nie den Eiligen, den Rastlosen, nur den Geduldigen, den Träumern und Stillen.

In den Städten beschleicht mich schon nach dem ersten, zweiten, gewiss aber am dritten Tag das Heimweh nach dem alten Holzhaus, in dem ich meine Tage verbringe, nach diesem von tüchtigen Zimmerleuten noch aus rohem Balkenwerk «gestrickten» Haus mit der schuppigen Schindelverkleidung, in dem im Gang vieler Jahre viele Menschen zum Leben erwacht und für immer entschlafen und deren Namen sogar im Taufregister verblasst und wesenlos geworden sind. Ich sehne mich nach dem Wald, der gleich hinter dem Haus beginnt, sehne mich nach den Weiden, die manch-

mal in den Nächten so geheimnisvoll unter dem flimmernden Sternengewölbe ruhen. Ich sehne mich nach den Rehen, die oft zutraulich bis zum Haus kommen; nach den Hähern, Elstern, Krähen, die sich mit dem neuen Schnee wieder auf das Fensterbrett wagen und auf mein Geschreibe gucken; nach den vielen kleinen bunten Sängern, die sich um die Körner streiten. Die Amsel freilich ist ausgewandert in die Dörfer und Städte und Spatzen habe ich überhaupt nie gesehen; sie würden sich hier wohl genau so langweilen wie manchmal im Sommer die Kurgäste, wenn der Regen kein Ende nehmen will.

Uebrigens kommen die Klänge einer mozartschen Symphonie oder einer Sonate Beethovens auch zu mir, und ich kann mir auch ein indisches Gamelan-Orchester anhören, wenn es mir behagt. Ich kann der Stimme eines Grossen dieser Welt den Eintritt in meine Stube verwehren oder gnädigst gestatten. Auf den Bücherschränken stehen Bücher, die ich nur aufzuschlagen brauche, um das Tor in die Welt und in alle Zeiten aufzustossen.

Das Lob der ländlichen Stille zu besingen ist zwar weder besonders originell noch neu. Wer hat das nicht schon getan! Die meisten haben am liebsten in den Städten gehaust und nur in der lieblichen Jahreszeit die Stille des ländlichen Lebens genossen. Indessen die Einsamkeit als Feriengast zu geniessen oder in ihr ganz zu leben, das sind wahrhaftig zwei paar Stiefel. Wissen sie denn wie still es wird, wenn sie die sonnigen Höhen und die einsamen Täler verlassen haben? Wie lautlos die Nächte im Schnee! Wie herrlich der bestirnte Himmel über den Kuppen und Graten! Nur ab und zu das Stäuben des Schnees von den überlasteten Zweigen zu vernehmen oder das Bellen eines Fuchses, den dunklen Schatten eines Rehs zu sehen, das vorsichtig wittert und äugt. Und da und dort die milden Lichter in den verstreuten Heimwesen, in einem Gaden, wo vielleicht ein Bauer auf der Streue liegt und ab und zu nach der Kuh schaut, die zum kalbern kommt. Und dann und wann das Anschlagen eines Hundes, und wieder die Stille, diese wunderbare Stille und der funkelnde Himmel über dem finsternen Wald.

Nach all diesen Dingen habe ich so bald wieder Sehnsucht, wenn ich im Getriebe der Städte manchmal auftauche und die Namenlosigkeit genieße. Diese Anonymität nämlich gibt es auf dem Lande und in den abgeschiedenen Bergsiedelungen nicht. Sie ist Vorrecht und Fluch der Stadt. Auf dem Lande gehört man zur Gemeinschaft ob man will

oder nicht. Hier kann man nicht gestaltlose oder atomisierte Masse sein, wie diese Begriffe für etwas sehr Unbehagliches und auch Unheilvolles lauten.

Ich habe einen ziemlich weiten Weg in das Dorf und zur Post, und im Winter, wenn der Schnee hoch liegt, kann er sogar sehr weit und mühsam werden. Als ich am Anfang meiner Wahleinsamkeit einmal arglos ins Dorf wanderte, kam mir ein weisshaariges, etwas verhutztes Weiblein entgegen, dessen Gesicht mich an einen Lederapfel erinnerte, den man erst im Mai aus dem Keller holt. Ich hatte die Greisin nie zuvor gesehen. Wir begrüßten uns artig, doch mit dem Gruss begnügte sie sich nicht, sondern kam auf mich zu, tippte mit ihrem Zeigefinger auf meine Brust und sagte mit einem verschmitzten Lächeln:

«Gell, du bisch doch de Schriftsteller?»

Im Augenblick war ich zu überrascht, als dass ich gleich hätte antworten können.

«Gwüss bisch en!» triumphtierte sie, «weisch, ich ha nämli no nie eine g'säh, gell i dörf di doch aluege?» Wieder kicherte sie verschmitzt, trat ein wenig zurück, wie ein Kenner vor einem Gemälde, und betrachtete mich nun liebevoll forschend.

Leider beherrschte ich den Dialekt meiner Wahleinsamkeit noch zu wenig, um ihn hier in seiner vollen Würze widerzugeben. Jedenfalls stellte sich heraus, dass das Weiblein (es starb zwei Jahre

später mit nahezu neunzig Lenzen) eine Verehrerin der schönen Literatur war. Zugegeben, ich konnte mit ihr nicht über Jean Paul Sartre oder Oscar Wilde diskutieren, aber sie hatte mehr gelesen als fromme Traktätlein, als den Kalender und das Wochenblatt; sie kannte Gotthelf besser als mancher Literaturkritiker und nannte ihn einen ganzen Mann.

Nun, die Greisin hat mich an jenem Nachmittag sehr kritisch gemustert, und da ihr zusammenfassendes Urteil nicht übel ausfiel, muss ich es verschweigen, denn Selbstruhm stinkt bekanntlich auf dem Lande noch mehr als in der Stadt.

Immerhin wird man doch zubilligen, dass ich diese reizvolle Begegnung weder in Zürich, Basel noch Luzern hätte erleben können. Andererseits könnte ich ja wirklich nicht behaupten, dass ich mit meinen Nachbarn literarische Gespräche zu halten pflege; ihnen genügt vorläufig noch die Zeitung und notfalls der Kalender. Dass sie meine Arbeit in aller Heimlichkeit für ein vermutlich recht obskures Gewerbe halten, nehme ich gutmütig an. Da es aber — in ihren Augen — seinen Mann doch ernährt und ich meine Steuern pünktlich bezahle, darf ich doch über das Wetter, über Kälbermast und viele andere bäuerliche Belange mitreden — und das ist nochmals ein triftiger Grund das Lob der ländlichen Stille zu preisen.

Peter Kilian

DER AUFERSTANDENE SCHIFFSJUNGE

Aus dem Kroatischen

«Keine Ahnung habt ihr vom Leben auf einem Segelschiff und könnt heutzutage nicht, selbst wenn man euch beim Schopf packte, eure Nase in das finstere Loch unter Deck stecken, worin man Steinkohle verstaubt. Dort riecht es weder nach Salzlake, nach Teer oder Stockfisch, sondern alle diese Düfte verpesten die Luft in ekliger Mischung. Hinzu kommt noch ein anderer Gestank. Gott weiss, woher der stammt ... Solch eine Höhle im Schiff nennt man «Gavun». Höchst selten gerät einer mal in solch ein Loch. Für mich war es aber eines Tages schöner und heller als der prunkvollste Salon auf dem grössten Ozeandampfer.

Ich war zum Umfallen müde. Acht volle Tage hatte ein böser Sturm uns herumgejagt. Ueber das Deck rollten die Wellen. Keine Stunde Schlaf acht Tage lang, keinen warmen Bissen! Als das Unwetter endlich vorbei war, hiess es zupacken an allen Ecken und Enden, damit die Sturmschäden ausgebessert würden. — «Kleiner, komm mal her!» — «Kleiner, lauf schnell dorthin!» Alle Augenblicke ging das so. Ich musste überall mit Hand anlegen und wurde dadurch so müde, dass ich kaum noch stehen konnte. Ich weiss selber nicht, wie mir mit einem Mal der Gedanke kam, mich in der «Gavun» zu verkriechen, und das in